In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 99. Posen, den 19. Oktober 1927. Nr. 99.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

18. Fortsetzung.

„Schon wieder diese Komplimente,“ schalt sie lachend. „Ich will von Ihnen hören, was sie von mir als Weib halten, Beethoven?“

„Muß ich das so frei heraussagen, Demoiselle?“

„Gewiß, das sollen Sie! Außer mir hören es nur die Sterne über uns.“

„Nun, Sie sind . . .“ Er stockte.

„Nun, was bin ich?“ drängte sie.

„Das entzückendste Weib, das ich seit langem gesehen!“

„Das läßt sich hören, mein Lieber! Und da meine ich . . .“

Beethoven ließ ihren Arm los und sah ihr starr ins Gesicht.

„Da meine ich, da Sie ein so seltsamer Ritter sind, der keine Worte findet, daß ich selbst reden muß, wenn ich Sie gewinnen will.“

„Was soll das heißen?“ fragte er mit bebenden Lippen, obwohl Magdalenes Rede deutlich genug war.

„Das soll heißen, daß wir beide, die wir in der Kunst vereint sind, uns auch im Leben näher treten sollten, da wir doch beide in Wien wirken . . .“

Beethoven war ganz außer sich und faßte heftig ihre Hand.

„Magdalene! Wie, Sie wollen, daß ich Sie, daß wir . . .“

„Ja, das will ich!“ sagte sie lächelnd. „Künstler gehören zusammen!“

„Aber ich denke gar nicht daran, zu heiraten!“ sagte er ganz beklommen.

Magdalene lachte hell auf. „Wer wird denn gleich an das Schlimmste denken, mein Lieber! Dazu habe ich nicht die geringste Lust, aber eine enge Freundschaft mit Ihnen, denke ich, könnte für beide Teile nur förderlich sein. Nicht wahr?“

Beethoven nickte stumm und reichte ihr wieder seinen Arm. Sie gingen nun schweigend über das Glacis, das sie inzwischen erreicht hatten, dem nahen Schottentor zu.

„Nun, lieber Freund! Sie sind ja wieder stumm geworden?“

„Ich habe den Kopf so voller Gedanken nach dem, was Sie mir vorhin sagten.“

„Sie sind mir die Antwort darauf schuldig geblieben, Beethoven!“

„Bin ich das?“ fragte er und sah sie dabei mit einem seltsamen Blicke an.

„Sie sind ein drolliger Kauz! Aber gerade das gefällt mir an Ihnen so!“

Wieder gingen sie schweigend dahin, passierten den engen Torbogen des Schottentores und schritten Arm in Arm, jedes seinen Gedanken hingegeben, die lange Herrengasse entlang; Magdalene noch fester an ihn geschmiegt als vorhin und Beethoven ganz versonnen, so daß er gar nicht daran dachte, daß dieser Weg nicht nach ihrem Gasthofe in der Schulerstraße führe. So kamen sie wortlos, aber gedankenvoll über den Michaelerplatz, gingen über die Augustinerstraße dahin, und ehe sie es gedacht hatten, standen sie an der Kärntnerstraße, an der Ecke der Krugerstraße . . .

„Hier wohnen Sie wohl, Beethoven?“ fragte Magdalene plötzlich.

Beethoven nickte und fuhr nach ihren Worten wie aus einem Traume auf. „Ich muß Sie ja zum ‚König von Ungarn‘ bringen!“ sagte er hastig.

„Das hat Zeit, mein Lieber! Wissen Sie was? Ich hätte gute Lust, Ihr Heim kennen zu lernen, das Zimmer, in dem Sie wohnen und arbeiten!“

„Jetzt, mitten in der Nacht, Magdalene?“ fragte er erschrocken.

„Gerade deswegen!“ lachte sie. „Wenn ich bei Tage käme, gäbe es ein Gerede und Getratsche, während es so kein Mensch weiß, und gerade das gefällt mir!“

„Gehen wir!“ sagte Beethoven kurz, beinahe schroff.

Und sie gingen in die stille Gasse, er öffnete das Tor, und sie stiegen still und schweigend, Hand in Hand, die schmale Wendeltreppe des Hauses empor, die vier Stockwerke hoch zu Beethovens Wohnung führte.

„Wir sind allein!“ sagte er heiser und zündete die Lampe an, die auf dem Klavier in seinem Zimmer stand. „Gegen Mittag kommt eine Aufwärterin, die mir immer Ordnung macht.“

Magdalene sah sich neugierig in der Stube um, die allerdings wenig von dem zeigte, was man Ordnung hieß.

„Nun, übertrieben ordentlich scheint die Frau nicht aufzuräumen! Kleider liegen auf dem Bette, Wäsche auf dem Klavier!“ lachte Magdalene.

Beethoven nickte. „Das macht mir nichts, ich bin es so gewohnt!“

„Das könnte anders sein, wenn eine liebende Hand . . .“

Beethoven faßte sie an der Hand. „Etwa diese?“

„Ja, Ludwig! Ich will es versuchen, aber nicht gleich!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen, den er ebenso erwiderte . . .

Die Lampe erlosch . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne lachte freundlich zum Fenster herein, als sich Magdalene leise vom Lager erhob und sich behutsam ankleidete, um den noch schlafenden Beethoven nicht zu wecken. Dann regte sich ihr fraulicher Sinn, und sie begann in der Stube sorgfältig Ordnung zu machen. Sie hing die Kleider in den Kasten, räumte die Wäsche in den Kommodekasten, legte die Notenblätter auf dem Klavier fein säuberlich zusammen, so daß das Zimmer einen fast hübschen Eindruck machte.

Erfreut über ihr Werk, klatschte sie fröhlich in die Hände.

Beethoven fuhr aus seinem Schlummer auf und rieb sich die Augen.

Dann erst sah er Magdalene, die in dieser Nacht

seine Geliebte geworden. Lächelnd blickte er auf sie, dann sah er erstaunt im Zimmer herum.

„Was hast du da gemacht, Magdalene?“

„Ein wenig Ordnung, wie du siehst, Ludwig!“

„Um Gottes willen, was wird die Frau Kathi dazu sagen?“

„Das interessiert mich wenig!“ lachte sie. „Wenn du nur zufrieden bist!“

Er machte ein süß-saures Gesicht.

„Wie soll ich mich darein finden?“ sagte er lächelnd. „Ich bin an die Unordnung so gewöhnt, daß mir das Gegenteil zu finden schwer wird!“

Magdalene lachte belustigt auf.

„Aber jetzt muß ich gehen, Ludwig, sonst trifft mich noch deine Frau Kathi! Ich komme aber am Abend wieder, wenn es dir recht ist!“

Sie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er zog sie an sich und küßte sie herzlich ab.

„Du Liebe, du Süße; ich habe es ja nie geahnt, was das heißt, lieben und geliebt zu werden!“

„Wenn du es nur jetzt weißt, Ludwig! Also, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, meine Teure!“

Magdalene ging.

Es war ein wahrer Liebesfrühling, den Beethoven in den Armen seiner Magdalene erlebte, und durch Wochen beglückte ihn ihre Hingebung, die ihn mit einem Taumel von Glück erfüllte. Er war nun immer froher Laune, war schaffensfreudig und nur manchesmal befiel ihn eine ernste Stimmung, die ihn nachdenken machte, wie diese Sache enden sollte. Die Erinnerung an Eleonore verblaßte und seine Neigung zu Magdalene ward immer ernster und tiefer, eine Empfindung, die sie aber nicht zu teilen schien.

Er wollte ein Ende machen, — ein Ende, wie er es verstand.

Eines schönen Tages sagte er ihr ernst und feierlich: „Magdalene, wir wollen demnächst Hochzeit machen!“

Sie lachte hell auf. „Was dir nicht einfällt!“

Beethoven erbleichte. „Liebst du mich denn nicht, wie ich dich?“ schrie er fast verzweifelt aus.

„Lieben? Nun ja, du gefielst mir, warst meine Laune — aber mich für das Leben an dich binden, da bist du mir doch nicht schön und wohlgestaltet genug, mein lieber Ludwig!“

Beethoven war wie aus allen Himmeln gefallen. Also, das war das Weib, das sich ihm gegeben; nur einer Frauenlaune hatte er sein ganzes Fühlen und Lieben geopfert? . . . O Weib, Weib, du falsche Schlange! . . .

Und der Liebesrausch mit Magdalene Willmann, der so schön begonnen und ihn so beglückt hatte, war zu Ende . . .

VIII.

Die Stufenleiter der Liebe.

Wochen und Monate gingen dahin, bevor Beethoven seine Ruhe wieder gefunden hatte. Die Enttäuschung, die er mit Magdalene erlebt, war zu groß gewesen, und zunächst schwor er es sich zu, niemals wieder zu lieben. Doch schon der nächste Gedanke galt der Erinnerung an seine Eleonore, die in Bonn seit Jahren seiner harrte und die — erst jetzt fiel es ihm ein — seit merkwürdig langer Zeit nicht mehr geschrieben hatte. Jetzt erst fühlte er, wie unrecht er getan hatte, als er seine Liebe — war das Liebe? — an Magdalene verschwendete, während die reine keusche Eleonore . . . Ihm graute bei dem Vergleichen der beiden Wesen, die seinem Herzen so nahe gestanden; doch das sollte anders werden.

An diesem Tage setzte sich Beethoven, der besten Vorsätze voll, an sein Klavier und schuf in ganz unglaublich kurzer Zeit eine Sonate für Klavier in Es-Dur, ein Werk voll zarter Anmut und innigen Gefühls, die dann richtig auch den Beinamen „Die verliebte Sonate“ erhielt. So fein säuberlich er konnte, schrieb er das Stück nieder und sandte die Handschrift mit einem liebevollen Brief nach Bonn an Eleonore, in dem er sich seinen Groll gegen sich selbst von der Seele schrieb. Voll Ungeduld wartete er auf Eleonores Antwort, die, als sie endlich eintraf, ihn hoch beglückte. In ihren Gefühlen hatte sich nichts verändert, schrieb sie, und sie hoffe, daß dies auch bei ihm der Fall sei, der — wie sie höre — bei den Damen der adeligen Salons in Wien geradezu der Hahn im Korbe sei und nur allzuviel angeschwärmt und umworben werde.

Beethoven mußte lächeln, als er dies las. Wohl hatte man Eleonore die Wahrheit gesagt, aber wie wenig hatte sie von diesen Nebenbuhlerinnen zu fürchten, die ganz hinter dem ihn berückenden Phantom Magdalene zurückgetreten waren. Im übrigen boten diese Komteßchen und Baroneßchen nur ein harmloses Getändel mit Gefühlen, die weder diesen noch ihm das geringste Herzweh oder Sorgen machte . . .

Nun aber schien das Schicksal es mit dem jungen Künstler denn doch anders zu wollen, der mit seinen neunundzwanzig Jahren und seinem für Liebe empfänglichen Herzen nicht ganz unbeteiligt bleiben konnte, wenn gewollte oder auch ungewollte jugendliche Koketterie ihre Netze nach ihm auswarf.

Es war im Jahre 1799, wenige Monate nach der Episode mit Magdalene Willmann, als Beethoven im Hause der Gräfin Brunswick, deren Töchter Josephine und Therese er im Klavierspiel unterrichtete, die damals fünfzehnjährige Gräfin Giulietta Guicciardi kennen lernte.

Komtesse Giulietta war ein ungemein anmutiges Wesen voll Geist und äußerer Schönheit. Ihr klassisch schönes Antlitz war von prächtigen braunen Locken umrahmt, und in demselben strahlten zwei dunkle, blaue Augen, aus denen Seele und Empfindung sprachen. Dazu hatte sie eine schöne Figur und edle Bewegungen, so daß des jungen Lehrers leicht entzündliches Herz bald in hellen Flammen stand. Beethoven wußte sich aber zu beherrschen und sich seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechend zu benehmen, indem er seine Gefühle hinter der Maske des strengen, überaus gewissenhaften Lehrers verbarg. Er ließ Giulietta seine Kompositionen spielen, die sie mit feinem musikalischen Können wiederzugeben verstand, wobei er fortwährend mahnte und korrigierte, bis der richtige Vortrag auch in den geringsten Kleinigkeiten erreicht war. Beethoven verlangte von seiner Schülerin ein leichtes Spiel in seiner eigenen Art, was für die Anfängerin gewiß eine schwere Aufgabe war. Er wurde bei dem Unterricht leicht heftig, warf die Noten hin, und wenn er erregt war, zerriß er dieselben sogar . . .

Hinter dieser rauhen Außenseite aber erblühte in ihm eine mächtige Liebe zu der jungen, schönen Komtesse Giulietta, und sein Gefühl wuchs immer mächtiger empor, als er merkte, daß seine Liebe bei ihr Erwiderung fand. Das junge Mädchen war das Weib, das er suchte, das ihn die unselige Geschichte mit Magdalene vollkommen verwinden ließ und selbst die Liebe zur fernen Eleonore verblassen machte. Giulietta gefiel es, den ungezähmten Löwen mit ihren zierlichen Händchen lenken zu können und den schon berühmten Künstler in ihren Bann zu schlagen. In naiver Koketterie verstand sie es, die Flamme, die Beethoven in seinem Herzen trug, zu schüren, und eines schönen Tages — sie hatte soeben seine wundervolle Es-Dur-Sonate, die „verliebte“ Sonate, mit wundervollem Ausdruck und innigster Beseelung gespielt — geschah, was endlich einmal geschehen mußte.

Beethoven, der, neben dem Klavier stehend, ihr andächtig und ergriffen zugehört hatte und dabei das bezaubernd schöne Wesen mit den Augen fast verschlang, sank, von dem Eindruck überwältigt, zu ihren Füßen hin.

„Giulietta,“ rief er mit bebender Stimme, „das war einfach himmlisch!“

Die Komtesse erschrak zutiefst und faßte den Knienden bei den Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock:

Nacht.

Ein letztes Flüstern wiegt sich im Gezweige.
Die Nacht lehnt zärtlich sich ins offne Fenster
und schaut uns lange, fragend an.
Beseligt tragen welche Wolkenfluten
des Mondes feierliche Silberbarke
und unser Lager wächst in All.
Als wunschlos deine Hand mich rührte.
da klang ganz herztief, weltenweit verloren
des Gottes Geige aller Liebe Lied.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Heimalei“ von Kurt Bock entnommen. Verlag Erich Kunter, Heilbronn a. N.)

Löwen und Tiger.

Von Paul Eipper.

Als ich das erstemal einen Löwen im Arm gehabt habe, konnte ich weder lesen noch schreiben. Da heiratete der Besitzer des Zoologischen Gartens meiner Vaterstadt eine Tante von mir, und am Nachmittag der Hochzeit brachten zwei Dienstmänner einen Reisekorb, der für die junge Frau abgegeben worden war. Ich, der ABC-Schütze, sollte die Verschnürung aufknoten und befand mich fünf Minuten später einem Wunder gegenüber: dem Löwenkind, das ich tags zuvor noch im Tiergarten bestaunt hatte. Alle Befehle meiner Eltern und der Verwandten, das gelbe Geschöpf der Eigentümerin abzuliefern, blieben erfolglos. Ich schwur mit verzweiflungsheißen Seufzern, das „Löwle“ nie wieder wegzugeben, und nur unter Anwendung von Gewalt wand mein Vater dem brüllenden Jungen die Beute aus den Händen.

Von diesem meinem ersten Löwen stammt wohl die Sehnsucht nach den großen gelben und gefleckten Katzen, eine Sehnsucht, die mich immer wieder von Schreibtisch und Beruf hinweg zu jenen Orten führt, an denen wilde Tiere in Europa leben: zoologische Gärten, Wander-Menagerie, Zirkus und Varieté, Tierfangstationen, Exporthäuser für Großwild, Züchtereien, Schaustellungen und abseits liegende stille Privatsiedlungen.

Einiges dort Erlebtes sei nachstehend wiedergegeben.

*

„Alle Katzen sind falsch,“ sagen Hundeliebhaber und wollen nicht glauben, daß Freundschaften zwischen Großkatzen und Menschen möglich sind. Tiger seien heimtückisch, Löwen blutgierig, Panther unberechenbar, eben Katzen, Schleicher, Bestien!

Da muß ich an jenen November-Nachmittag denken, als ich Tilly Bébé aufsuchte, auf dem leeren Platz hinter dem Berliner Zoologischen Garten. Sie hatte ihren Raubtierwagen in einem offenen Schuppen untergestellt; draußen niesselte ein neblig kalter Regen, und frierend stand die kleine tapfere Frau neben mir.

„Keine Beschäftigung seit vier Tagen. Das neue Engagement beginnt erst nächste Woche, so lange liegen die großen Tiere im engen Wagen, werden mürrisch und beißen sich während des Fütterns. Man hat's schwer mit seinen Löwen im Winter; den ganzen Tag laufe ich im Regen herum, Fleisch zu beschaffen, Stroh und einen warmen Stall. Wenn man die „Buben“ nicht so lieb hätte!“

Während Tilly Bébé mir so erzählt, nimmt sie an der geschützten Innenseite des Wagens das Deckblech weg, und durch die Gitterstäbe sehe ich die mächtigen Berberlöwen, eingekuschelt in der wärmenden Strohschütte. Kaum erblicken sie die Herrin, springen sie raulend auf die Füße und streichen am Eisen auf und ab.

Wahrhaftig, so aus der Nähe gesehen und die Erinnerung an die Löwen des Zoologischen Gartens im Kopf, glaubt man die Artistenbehauptung, daß Tilly Bébé die größten aller Löwen besitze. Das Schmeicheln nimmt kein Ende; immer wieder faßt die Frau durchs Gitter und zaust die Mähnen, reibt über das Nasenbein des einen Tieres, klatscht dem anderen auf die Schulter.

Pfui, der Schwarze hat zugefaßt und spielerisch in die Hand der Frau gebissen. Tilly Bébé macht ruhig und langsam die Hand frei, schüttelt den Missetäter am Ohr und sagt vorwurfsvoll und ganz traurig: „Was, beißen tust du? Und ihr andern helft mir nicht? Schämt euch, was hab' ich nicht schon um euch ausgestanden! Gehungert habe ich, mich geplagt mein Leben lang, ihr lieben Jungen!“

Wenn ich's nicht selbst gesehen hätte, würde ich nicht daran glauben; aber so weiß ich, daß der große Löwe schuldbewußt und rührend mit breiter Zunge die Menschenhand gestreichelt hat.

*

Eines Tages rief mich das Telegramm eines Tierfängers in dessen Sammellager: Morgen eintreffen acht Tiger, vier Leoparden, drei Schwarzpanther.

Eine nächtliche Bahnfahrt, und ich war zur Stelle. Der große indische Elefant, der auf dem Hof der Station Rangierdienste versah, schob mit bedächtigen Stößen einen vollbestückten Wagen bis vors Raubtierhaus. Die indischen Transportleute hoben die großen Kästen zu Boden, aus denen dumpfe Laute hörbar wurden. Und als sie verteilt waren, je einer vor einem leeren Käfig, da begann der Oberwärter, ein alter, erfahrener Mann, das verantwortungsvolle Werk. Die betreffende Kiste wurde mit der Stirnseite dicht ans Eisengitter gerückt, mit Stricken und Klammern fest verankert, der Mann kletterte auf die Kiste und zog den Verschluß hoch.

Ein zischender, rasselnder Schrei, Poltern, und wie eine Flamme schoß jäh irgend etwas aus dem Dunkel der Kiste ganz weit nach hinten in den Käfig hinein: der Tiger.

Bei sechsen ging es glatt; die beiden letzten wollten nicht aus ihren Kästen heraus, kein Rütteln half und kein Geschrei.

„Wir lassen sie am besten gewähren,“ sagte der Oberwärter, „gehen wir inzwischen Mittag essen!“ Sprachs, sprang von der Kiste herab und warf auf alle Fälle in den leeren Käfig einen verlockenden Klumpen Fleisch.

Als wir einige Stunden später zurückkamen, waren auch die beiden Widerspenstigen herausspaziert; nun konnten wir die Herrschaften beobachten, die sechzig Tage zuvor noch im Dschungel geräubert und weiße Menschen nie gesehen hatten.

Ha, was für ein Unterschied zwischen ihnen und den friedlichen Insassen der zoologischen Gärten, deren Großeltern ja häufig schon in der Gefangenschaft geboren worden sind!

Am tollsten benahmen sich zwei junge Sunda-Tiger, vielleicht zwanzig Monate alt, also bestenfalls halb erwachsen. Sie lagen wie Schlangen plattgedrückt hinten im Käfig, den Kopf flach am Boden, und starrten uns mit phosphoreszierenden Augen an. Die Zeichnungen des Fells wiesen fast keine weißen Streifen auf; schwarz und dunkelgelb geringelt peitschte der Schweif. Und aus ihren gebleckten Rachen kam ein böses Fauchen, dem rasselnden Zischen einer Schlange verwandt, doppelt unheimlich, weil die langen weißen Schnurrbarthaare klirrten, als seien sie von Glas. Bewegungslos lagen die Tiger. Alles Leben konzentrierte sich im Blick und alle Wildheit.

Den größten Schreck aber jagten mir die Leoparden ein, die ebenfalls im Transport mitgekommen waren. Sie saßen zusammengekauert in einer Ecke, und sobald man sich dem Käfig näherte, sprangen sie mit einem unbeschreiblichen Satz vom Boden auf, mitten in die Eisenstäbe des Gitters hinein, so als wollten sie die Trennung im Sturm zerbrechen. Das waren wirkliche Bestien.

*

In diesem Raubtierhaus, das kein „Schauhaus“, sondern ein stilles Zweckhaus ist, habe ich gelernt, mit wilden Tieren umzugehen. Ich stand oft tagelang allein auf jenem schmalen Raum, der — ein Quadrat von vielleicht fünf Metern — ringsum begrenzt ist von Raubtierkäfigen.

In der ersten Stunde rührt man sich am besten gar nicht, beobachtet, wie sich die Tiere bewegen, lauscht auf die Töne jedes einzelnen und studiert Körperbau und Kopfbildung. Während man beim Eintritt nichts als eben lauter Löwen und Tiger vorfindet, unterscheidet man bald und weiß halb gefühlsmäßig, wo Freundlichkeit erwartet wird und wo man Ablehnung findet.

Einmal bin ich nach solch einer Stunde der Beobachtung schnurstracks auf einen ausgewachsenen Tiger zugegangen, habe ihn mit halblauten Worten angesprochen und lockend gewartet, obwohl er sich mit verlegenem Fauchen in den Hintergrund zurückzog. Es dauerte etwa fünf Minuten, ich sprach pausenlos auf ihn ein und stand — ohne mich zu rühren — zehn Zentimeter vom Gitter entfernt, da kam er wieder nach vorn, strich auf Katzenart an den Stäben auf und ab, den Kopf gesenkt und gab jenen Tigerlaut von sich, der ein Freundschaftsgruß ist: ein Gemisch aus dem behaglichen Schnurren des Angorakaters, aus Schlangengezisch und dem Rasseln von Krokodilen.

Als er zweimal an mir vorübergelaufen war, riskierte ich's, faßte zwischen den Eisenstangen hindurch und streichelte seinen Rücken. Er drückte dagegen, kehrte um, und ich — gestehe ich's nur: mir war nicht ganz wohl dabei — wartete, bis auch sein Kopf an meiner Hand vorbeistreifte. Der Tiger prustete fortdauernd; es machte ihm sichtlich Freude, Gesellschaft zu haben.

Und ich wurde mutiger, tätschelte seinen Leib, faßte am Hals entlang, unter die Kehle. Er schnurrte, der große Tiger, und richtete den Kopf hoch, so daß die Kehle sich spannte. Ich begriff und kraute ihn. Das war wohl sehr angenehm, denn plötzlich richtete das Tier sich auf seinen Hinterbeinen auf, preßte die weiße Unterseite seines Bauchs dicht an die Stäbe und verlangte nichts weniger, als daß meine Finger sein ganzes Fell durchkämmten.

Da kam gerade der Inhaber der Tierhandlung ins Haus. Ich trat zurück, besorgt, wegen Unvorsichtigkeit Vorwürfe zu bekommen. Aber im Gegenteil. „Sie haben es ganz richtig angefangen. So, durch Beobachtung in aller Abgeschlossenheit, suchen die Dompteure das geeignete Tier aus. Der anschmiegsame Tiger ist nicht zu verkennen, wenn er auch, wie dieser hier, erst vor wenigen Wochen importiert worden ist.“

Das Kind als Sprachkünstler.

Von Hans Natonek.

Manchmal, wenn mich ein Ekel vor dem öden Redekram der Straße packt, und die dürre Leblosigkeit unpersönlicher Schreiberei mich ermüdet, fliehe ich aufatmend in jene Bezirke der Sprache, wo Leidenschaft das Wort ewig neu gebiert: zu den Dichtern, oder dorthin, wo die Sprache jung ist, ungelenk und eigenwillig, wie das täppisch-possierliche Herumspringen eines jungen Tieres und frisch wie der Tau vom Himmel zu den Kindern.

Ich lasse mich vom Reden und Fragen der Kinder umspülen wie von einer reinen Flut; tauche darin unter und lausche mit Entzücken, Sehnsucht und Neid, wie Wort um Wort aus dem Munde des Kindes kommt, — neu, jung, erstmalig. Es hat, was es sprach, soeben gedichtet. Sinnierend lösen sich die Worte von langsamen Lippen. Das Wunder der Sprache ist noch nicht durch Geschäft und Alltagsgebrauch abgenutzt. Sie stolpert häufig,

tastet, greift, — und zielloses Beginnen ist die Lust an der neuentdeckten Fähigkeit der plappernden Rede. Sie empfindet sich als etwas Besonderes und gleicht darin irgendwie den (nun so weit zurückliegenden!) ersten Gehversuchen, die auch ein Wunder waren und eine Tat, der man sich jauchzend hingab. Ich glaube, daß das Kind die Lust an der neuentdeckten Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks in seinen tiefsten Seelenschichten unendlich beglückend empfindet. Man braucht nur ein Kind zu belauschen, das, ganz mit sich allein, Worte plappert, um zu erkennen, wie sehr es sich des Geschenks der Sprache freut. Die Stummheit ist gelöst, das Wunder der Sprache schlägt die Augen auf. In geheimnisvollem Vorgang, der beseligend sein muß, findet sich Wort zum Gefühl, Gefühl zum Wort. Das Gewebe der Sprache und die Vorstellungsinhalte wachsen in wechselseitiger Bildung, mysteriös wie alles Werden des Organischen, immer fester zusammen. Die Nachahmung ist Helfer bei diesem Vorgang, und ein seltsames „Gedächtnis der Art", eine aus Atavismus und Instinkt gemischte, in den Menschen gebettete Funktion ist die Grundlage, eine Art uralt vererbte Registratur, die die sprachliche Memorier- und Assoziationsarbeit erst ermöglicht, jedenfalls erleichtert.

Ein Wortschatz von köstlicher Armut muß zunächst ausreichen, um eine Vielfältigkeit von Empfindungen auszudrücken und sich an eine Welt voll unendlicher Rätsel fragend heranzutasten. Die Sprache ist dem Andrang der Gefühle, die ausgesprochen, der Geheimnisse, die erkannt werden möchten, zunächst gar nicht gewachsen. Es ist, als wäre die Welt erst mit der Sprache, das heißt mit der Fähigkeit, die Welt auszudrücken, entstanden. Das Kind beginnt zu fragen: jene Kinderfragen, die oft mehr wissen möchten, als zehn Weise beantworten können. Wer das Glück hat, mit Kindern umzugehen und für ihre Fragen ein wenig Zeit und Gemüt erübrigt, hat endlos Gelegenheit, zu lernen, wie er sie am besten beantworten kann. Die Aufgabe, die uns die Kinderfrage stellt, ist gar nicht leicht zu lösen. Meine Nichte (fünfjährig) hört im Garten die Ziege meckern. „Mutti, von wem hat „Lotte" meckern gelernt?" Antwort: „Vom lieben Gott." „Hat ihr der liebe Gott etwas vorgemeckert?" Ich weiß nicht, ob es Mütter gibt, die mit ihrer Weisheit (und Geduld) nicht zu Ende sind. Die Tiefgründigkeit und Zähigkeit des kindlichen Fragens mag auch dieses Beispiel beleuchten: „Mutti, wer hat die Spinnen gemacht?" Antwort: „Der liebe Gott." „Mutti, warum hat der liebe Gott Spinnen gemacht — und wer hat den lieben Gott gemacht?" Die kindliche Frage ist der Antwort des Erwachsenen oft weit überlegen; sie ist philosophisch und religiös, sie gleicht den metaphysischen Tastversuchen des ersten Menschen, der sich in all den ihn umgebenden Rätseln zu orientieren beginnt. Der Erwachsene, der dieses Stadium des Fragens längst mit der nüchternen Sicherheit des Daseins vertauscht hat, sieht in vielen Fragen des Kindes oft nichts weiter als eine lästige Störung, die er rasch abtut. Von der Sprache des Kindes erreicht den Erwachsenen meist nur der sogenannte „Kindermund", aber für ihre ganze köstliche Reinheit fehlt ihm meist das Verständnis und die Beobachtung. Was ist denn das überhaupt, der Kindermund? Der Erwachsene versteht darunter die unfreiwillige Komik der kindlichen Rede: ich möchte lieber die ganze Art, wie das Kind die Sprache bildet und behandelt, Kindermund nennen. Das Kind hat seine eigene Sprache, halb närrisch, halb dichterisch, eben den Kindermund, so wie im Volke naive Kräfte an der Sprache weiterbilden (sie oft verbilden), — eben der Volksmund. Nur ein Beispiel für die gedrängte Kraft des sprachlichen Ausdrucks eines fünfjährigen Kindes, eine Aeußerung, ohne sichtbaren Anlaß träumerisch hingesprochen: „Jetzt bin ich ein Kind, dann werde ich ein Schulmädel, dann ein Fräulein, dann eine Mutter, und dann sterbe ich." Wie vollkommen schmiegt sich das Sprachkleid an die rührend-schlichte Vorstellung und bringt sie zur vollsten Geltung!

Ein vierjähriges Mädelchen krabbelt am Ostseestrand und wird vom Ausläufer einer Welle ein bißchen übersprüht. Immerhin muß dieses nasse Ereignis einen tiefen Eindruck auf das Kind gemacht haben, denn noch nach Wochen erzählt es: „Weißt du, Mutti, was die Welle gesagt hat? Trink mich, trink mich doch, damit du sterbst" (sterbst!). Wie erschütternd ist hier die Todeslockung der Elemente erfaßt!

Eine wirklich echte, tiefe und leidenschaftliche Teilnahme am Leben unserer Muttersprache (die Schopenhauer mit Ehrfurcht nie anders als „Frau Muttersprache" nennt), darf an der Rede des Kindes nicht achtlos vorübergehen. Sie ist ein Jungbrunnen der Sprache für den, der in sie hineinzulauschen versteht; sie ist ein Weg in die Seele des Kindes und in die Seele der Sprache.

Chiffre Nr. . . .

Nein, natürlich hatte er das nicht zu oberst liegen lassen! Sie hatte auf seinem Nachttisch zwischen Geldbörse, Brieftasche, Schlüsseln, Uhr, Taschenmesser, Füllfederhalter, Briefen und einem Haufen höchst verschiedener Papierfetzen den Zeitungsausschnitt gefunden. Eine Tür war aufgesprungen, und der Windstoß hatte die Hälfte des ganzen Sammelsuriums auf den Fußboden gefegt. Die Ueberschrift des Zeitungsausschnittes hatte gleich ihre Blicke gefesselt: „Ehe". Sie saugte sich an diesem Wort fest; dieses Wort zog sie an wie der Magnet das Eisen. In ihren Schläfen hämmerte es, als sie weiterlas:

„Junge hübsche Dame aus der guten Gesellschaft sucht die Bekanntschaft eines kultivierten, vermögenden Herrn mit eventueller späterer Heirat als Ziel. Chiffre Nr. . . ."

Der Schluß fehlte, war abgerissen.

Eine Erinnerung jagte durch ihr Hirn und warf scharfes Licht auf einige dunkle Flecke, wie ein Blitz, der in einem schwindelnd kurzen Augenblick eine nachtdunkle Landschaft erhellt.

Sie drückte energisch auf die Klingel. Das Mädchen kam hereingestürzt.

„Haben Sie nicht gestern abend, nachdem ich bereits zu Bett gegangen war, einige Briefe für meinen Mann in den Postkasten geworfen?"

„Ja, gnädige Frau — es waren zwei Briefe."

„Erinnern Sie sich der Adressen?"

„Nein, darauf habe ich nicht geachtet."

„Nicht?"

„Jaa, ich — habe — doch darauf geachtet," stotterte das Mädchen. „Der eine Brief war an die Steuerbehörde — und der andere an ein Annoncenbüro — mit Chiffre . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber — die gnädige Frau ist ja plötzlich so bleich geworden, soll ich vielleicht . . ."

„Gehen Sie — gehen Sie, und lassen Sie mich in Ruhe."

— — — — — — — — — — — — — — — —

So weit ist es also gekommen — so weit!

Sie sitzt auf dem Bettrand und zerrt vor Raserei an ihrem Kopfkissen, während er nebenan im Badezimmer herumwirtschaftet, im Wasser planscht und obendrein vergnügt pfeift.

Er pfeift sich einen — und ich . . . Wie Männer sich doch verstellen können — unglaublich. Und ich naive Seele, die ich bin, die glaubte, daß wir Frauen verstünden, Komödie zu spielen. Erst gestern abend hatte dieser Schuft ihr gesagt, daß er sie noch nie so sehr geliebt hätte, wie gerade jetzt, daß er der glücklichste Mann auf Gottes grüner Erde sei — Quatsch —, sie solle sich nur irgend etwas Schönes wünschen, hatte er gesagt, sie solle es als Geschenk von ihm erhalten . . . und so maßlos dumm war sie gewesen, all seinem Gerede zu trauen.

Da — die Tür vom Badezimmer springt auf.

Er steht in der Türöffnung in seinem gestreiften Pyjama, neurasiert und morgenfrisch.

„Darf ich jetzt um meinen Morgenkuß bitten?"

„Deinen Morgen . . . Schweig — ich weiß alles!"

„Alles? Was alles?"

„Bekenne lieber gleich alles, als noch lange den Erstaunten zu spielen!"

„Gott bewahre — was denn?"

„Spiel doch keine Komödie!"

„Ja — aber du bist es ja, die Komödie spielt. Das ist großartig: Tra—la—la! Was für ein Lustspiel ist es denn eigentlich, in dem ich auf höchsten Befehl mitwirken soll?"

„Lustspiel! Eine Tragödie ist es, Alfred! Gestehe doch gleich! Du hast auf eine Chiffre in der Zeitung geschrieben. Laß doch das Leugnen sein. Erzähl mir auch nicht, daß das irgend ein dummer Witz von dir gewesen sei!"

„Nein — das war mein bitterster Ernst! Aber woher weißt du das?"

„Damit hast du wohl nicht gerechnet, daß ich das erfahren könnte — haaa!"

„Nein, wenn ich ehrlich sein soll, nicht. Das Ganze sollte ja eine Ueberraschung sein. Aber darum brauchst du dich doch nicht so anzustellen — mir scheint beinah, daß du am ganzen Körper zitterst."

„Alfred — ich dulde es nicht, ich kann es nicht ertragen!"

„Und ich dachte, dir eine Freude zu machen, hast du nicht so oft gesagt . . ."

„Alfred — so schweige doch endlich!"

„Na — na — stell dich doch nicht so an . . ."

„Und noch dazu eine wildfremde, die du nicht einmal kennst."

„Aber, mein Gott, sie kommt doch von einem großen Gut aus Jütland, hat einen noblen Stammbaum, ist rassig und rothaarig, ist . . ."

„Schweig — schweig — du machst mich rasend . . ."

„Ja, wir wollen aufhören. Komm nun und gib mir den Kuß, um den ich schon vorher bat."

„Kuß? Ich? Nein, mein „kultivierter Herr", zwischen uns ist es aus," und mit diesen Worten schleudert sie ihm die Annonce hin.

Ihre Blicke gleichen spitzen Metallnadeln. Er betrachtet verständnislos die Annonce, während sie ihn mit triumphierenden Blicken mißt . . . dann wendet er ihr die Kehrseite des Ausschnittes zu.

Innerhalb einer Umrahmung von roten Bleistiftstrichen leuchtet ihr schwarz auf weiß entgegen: „Flockhaariger, rostroter, irischer Setter, mit schmalem, weißem Brust- und Stirnstreifen, rationell gezüchtet, prima Rasse, zu verkaufen."

J. Fraenkel.

■ Fröhliche Ecke. ■

Aus dem alten Oesterreich. Der einstige Generaldirektor der österreichischen Länderbank, namens Palmer, gehörte zum engeren Freundeskreise des Kaisers Franz Josef, welcher eine lebhafte Sympathie für Palmer hatte und ihn oft zur Tarockpartie bei der Frau Schratt zuzog. Eines Tages erzählte diese dem Kaiser, daß die Länderbank große Verluste erlitten habe. Franz Josef war bestürzt und sagte: „Das ist ja schrecklich. Wenn nur der liebe Palmer nichts davon erfährt."

Die Modegans. Käuferin: „Die Gans hat aber außerordentlich viel Knochen und wenig Fleisch."

Händlerin: „Ja, meine Dame, die ist auch von einer Modefarm, da wird die schlanke Linie gezüchtet."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.